


Nr. 54. Bydgoszcz / Bromberg, 8. März 1938

# Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.



(7. Fortsetzung.) 

Jede Woche war er seitdem in Lawtons Geschäft gekommen, hatte schnell einen Einkauf getätigt, einen Katalog erbeten und durchblättert, um mit Miß Lißner immer längere Gespräche zu führen, bis er eines Tages den Mut fand, sie zu bitten, mit ihm und seiner Schwester Peggy über Weekend in die Berge zu fahren.

„Diesen Sonnabend bin ich schon vergeben. Sagen wir also in einer Woche" hatte sie geantwortet, und Howard entsann sich, daß ihn der Gedanke, daß sie mit einem andern verabredet sein könnte, gequält hatte. Vielleicht war es damals schon jener Mr. Clyne gewesen. Nein, sie hatte einen anderen Namen genannt. Dexter oder so ähnlich. Nun, es war verständlich, daß eine Alice Lißner nicht zu warten brauchte, um in ihrer Freizeit Auto fahren zu können. Nie war ihm eine Woche langsamer vergangen als die, die ihn von dem versprochenen Weekendausflug trennte. Dann aber war es reizend gewesen, besonders reizend, weil Peggy mit einer Liebe und Bewunderung von Alice sprach, wie sonst nur von den Filmstars, die sie anhimmelte.

Oh, sie war ein Kind, diese Peggy! Howard blickte zur Wand, die seine Kabine von der der Schwester trennte. Mochte sie ruhig schlafen und glücklich träumen, die Kleine. Zuweilen empfand er fast väterliche Gefühle für sie. Er war ihr ja auch immer mehr ein Vater als ein Bruder gewesen. Fast dreißig Jahre waren sie im Alter auseinander. Sie stammte aus der zweiten Ehe seines Vaters, der mit fünfundfünfzig noch einmal eine junge, schöne Schottin geheiratet hatte. Zwei Jahre nach der Trauung waren der Vater und seine zweite, junge Frau bei dem schrecklichen Eisenbahnunglück von New Orleans ums Leben gekommen, und er hatte, Peggy zu sich genommen, Peggy, die Schwester, Peggy, das Kind, das ihren großen Kummer um Mr. Bailie, den Zweiten, schon vergessen und bei diesem Clyne Trost gesucht hatte — Clyne, der es wagen durfte, Alice Lißner zu küssen . . . Nun, Peggy würde sich auch trösten, wenn man ihr eines Tages sagen mußte, daß auch dieser Clyne — Mit einer Handbewegung schob Howard das beiseite.

Als er das Licht löschte, hob und senkte sich die „Queen of Havana" stärker, als sie es bisher getan. Er gab sich dem Rhythmus des Schiffes hin und schlief schließlich ein.

*

Der Reiseprospekt und die tausendmal mit Fragen bestürmten Offiziere und Stewards hatten nicht zuviel versprochen. Am Morgen des zweiten Reisetages war es wundervoll warm. Dennoch sah man im Speisesaal zahlreiche leere Plätze. Das Schiff lag in einer schweren Dünnung, die Zahl der Seekranken mußte ziemlich hoch sein. Desto triumphierender blickten sich jene an, die von der Seekrankheit verschont geblieben waren. Sie buchten es als ein persönliches Verdienst.

Howard saß bereits am Tisch, als Alice und Peggy eintraten. Die Schwester hatte ihren Arm um Alice gelegt, sie plauderte und lachte, während Alice nichts mehr von jener frohen Unbekümmertheit zeigte, die ihn am Tage zuvor so bezaubert hatte. Selbst ihr Lächeln als sie ihm die Hand hinstreckte, war ein wenig gezwungen. Howard tat, als wisse er von nichts; der Gedanke, der ihm in der Nacht ein Trost gewesen, Alice zu stellen und sie zu fragen, woher sie Clyne kenne und was sie an ihn bände, war zurückgedrängt. War etwas zu sagen, zu gestehen, so mußte sie es sein, die damit begann, nicht er.

Peggy blickte mit ihren schönen Kinderaugen neugierig über den Frühstückstisch. Zunächst griff sie nach einer Grapefruit, dann bestellte sie beim Steward Eier, Schinken, Toast und Tee.

„Kinder, ihr seid so still!" rief sie Howard und Alice zu. „Ich finde es wundervoll, denn ich bin verliebt! Seid ihr denn gar nicht verliebt?"

Alices Gesicht rötete sich für eine Sekunde. Howard bemerkte es, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß er sich gestern getäuscht hätte, daß alles nur ein Traum und Nachtspuk gewesen sei.

„In wen sind Sie denn verliebt, Peggy?" fragte Alice. „Ich glaubte, Mister Bailie wäre abgemeldet?"

„Ist er auch, aber das sage ich euch, wenn etwa Mister Clyne heute nacht seekrank war, dann hat er auch bei mir verspielt . . ."

„Du kannst beruhigt sein, er war es nicht", sagte Howard, aber Alice schien es, als klänge in seiner Antwort eine seltsame Bitterkeit.

„Sein Glück!" lachte Peggy, und sie begann einen Kampf mit dem Rand eines Spiegeleis, der etwas zu scharf gebraten war und sich der Gabel widersetzte. „Sein Glück, und vielleicht auch mein Glück! Kinder, ich finde ihn herrlich!"

„Wen?" Alices Stimme zitterte. Howard registrierte es. War das Eifersucht auf Peggy? Ach, er verstand wohl sehr viel von seinen Geschäften und allerlei von alten Möbeln, Leuchtern und Gemmen, aber von den Frauen verstand er nichts. Sie waren Rätsel, wunderbare Rätsel, die zu lösen nur ein Narr zu hoffen wagte.

„Wen?" Peggy kaute tapfer und mußte daher ihren Satz unterbrechen. „Ihn natürlich! Mister Clyne! Finden Sie ihn nicht auch wunderbar, Alice?"

„Nein", sagte Alice, und Howard registrierte auch dieses harte, feindselige „Nein!", das viel zu scharf war, um einem Fremden zu gelten.

„Übrigens, wenn man vom Teufel spricht . . .!" rief Peggy und deutete zur Tür, in der Mr. Clyne stand. Robert Clyne, der bezaubernde Tänzer und reizende Plauderer. Er trug einen hellen Sommeranzug, der ein wenig zu neu, eine Krawatte, die ein wenig zu bunt war, für einen wirklichen Gentleman, aber das bemerkte Peggy nicht. Sie winkte ihm zu und mit einem liebenswürdigen Lächeln trat er an ihren Tisch. Er wünschte einen guten

Morgen, fragte, wie man die etwas stürmische Nacht verbracht habe, und sagte dem Steward, daß er künftig an diesem Tisch speisen werde.

„Und wie ist Ihnen die Nacht bekommen, Miß Lißner?“ wandte er sich dann an Alice. „Es war sehr bedauerlich, daß Sie sich so bald zurückziehen mußten.“

Alice erwiderte mit einem knappen „Danke“. Sie reichte ihm auch nicht die Hand. Howard beachtete es genau, und die Szene, deren unfreiwilliger Zeuge er am Abend zuvor geworden war, erschien ihm immer rätselhafter.

Übrigens frühstückte Mr. Clyne mit ausgezeichnetem Appetit. Es schien, als wolle er sich für vergangene oder für künftige Hungertage schadlos halten. Seine Manieren waren einwandfrei, nur, daß er zuweilen, wenn Howard ihn genau anblickte, sich allzutief über den Teller bückte, konnte auffallen. Man sah dann vornehmlich sein dunkles, dichtes zurückgekämmtes Haar, das mit viel Pomade bearbeitet war. Es war, schien es Howard, die Frisur eines Eintänzers, nicht die eines Mannes, der durch seiner Hände oder seines Kopfes Arbeit lebt.

„Was sind Sie eigentlich von Beruf, Mister Clyne,“ fragte Howard und sein Tonfall klang ein wenig zu streng, um als einfache Unterhaltung gelten zu können.

„Dreimal dürfen Sie raten, Mister Howard!“ lächelte Mr. Clyne, und er schob den letzten Rest der riesigen Portion Fleischsalat auf die Gabel.

„Gut!“ rief Peggy. „Dreimal. Zuerst du, dann Alice, zuletzt ich!“

Mit einer stummen Geste gab Robert Clyne seine Zustimmung.

„Kaufmann“, murmelte Howard. Er glaubte selbst nicht an die Richtigkeit seiner Deutung, aber ihm fiel kein anderer Beruf ein. „Nun, Alice, was meinen Sie?“ Peggy blickte gespannt auf die Freundin, um deren schöne Lippen ein trauriges Lächeln flog. Wahrlich, ich weiß es selbst nicht, dachte Alice. Ich kenne ihn so lange, ich glaubte sogar ihn gut zu kennen, um heute zu wissen, daß ich nicht einmal das Nächstliegendste weiß. Ich habe Dick Dexter, der hier den Mr. Clyne spielt, nie nach seinem Beruf gefragt. Ich bin mit ihm Auto gefahren und ich habe mit ihm getanzt. Ich war eine törichte und leichtfertige Person, dümmer als jedes Provinzgänschen, von denen man in den Zeitungen liest, daß sie einem Schwindler zum Opfer fielen. Nicht einmal, daß seine Krawatten zu grell und seine Haare zu pomadisiert waren, habe ich bemerkt. So gleichgültig war er mir. Ja, gleichgültig, trotz der paar Küsse, die wir uns einmal gaben . . .

„Alice muß lange überlegen. Sie gibt kein leichfertiges Urteil“, hörte sie Peggy sagen, und sie mußte sich bezwingen, um nicht laut über den Tisch zu rufen, daß dieser angebliche Clyne ein Halunke und ein Hochstapler sei.

„Schauspieler“, sagte sie schließlich tonlos, es schien ihr die Antwort, die der Wahrheit am nächsten kam.

„Natürlich!“ jubelte Peggy. „Alice ist die größte Menschenkennerin die es gibt! Ich kann mich ihr nur anschließen, aber ich möchte sogar sagen, Filmschauspieler! Stimmt es, Mister Clyne?“

Robert Clyne lächelte geheimnisvoll.

„Vielleicht“, sagte er.

Peggy jubelte. Sie überschüttete Clyne mit Fragen, zugleich lobte sie Alice, die sofort den Beruf Mr. Clynes erraten hatte.

„Dann heißen Sie wohl gar nicht Clyne?“ fragte Alice in das Gezwitscher der Kleinen. Ihre Frage klang kalt und höhnisch. Howard bemerkte es, und nur Peggy blieb vor Erstaunen der hübsche Kindermund offen.

„Warum sollte ich nicht Clyne heißen?“ Die Stimme des jungen Mannes zitterte ein wenig.

„Weil ich keinen berühmten Schauspieler dieses Namens kenne, und Sie sind doch sicher ein sehr bekannter, wie?“

„Ich hoffe, es bald zu sein.“ Mr. Clynes Stimme zitterte nicht mehr. „Aber Sie haben recht, Miß Lißner, ich reise sozusagen inkognito.“

Peggy sprang auf. Sie schob eine Handvoll Konfekt in den Mund und riß Robert Clyne mit sich.

## Tischspruch der Werkleute.

Beieinander Hand in Hand,
Freunde, schließt den Kreis!
Brot und Frucht von unserm Land
Sind der Mühe Preis.
Die da darben in der Welt
Führet zu uns her!
Reichen Segen gab das Feld,
Großen Fang das Meer.
Der nur schließt sich selber aus,
Der uns Übles sinnt.
Frei von Schuld sei unser Haus.
Freunde, nun beginnt!

Adolf Woderich.



„Kommen Sie!“ rief sie. „Das ist ja wahnsinnig interessant! Sie müssen mir alles erzählen! Die beiden da interessiert das aber leider viel zu wenig! Ich bin noch nie einem lebendigen Schauspieler begegnet, noch dazu einem, der unter fremdem Namen reist! Wie der Herzog von Windsor! Sagen Sie, kennen Sie auch Clark Gable?“

„Kennen?“ Robert Clyne lächelte nachsichtig. „Wir sind Freunde. Die besten Freunde.“

„Und die Mac Donald? Wie ist sie?“

„Über eine Dame, mit der ich einmal verlobt war, gebe ich nie ein Urteil ab, Miß Peggy.“

Peggy Howard war selig. Sie schob ihren Arm in den Mr. Clynes und zog ihn aus dem Speisesaal auf Deck. —

„Gut, daß es hier bei allem Komfort noch kein Standesamt gibt“, sagte Howard, und er sah den beiden nach, die hinter den Booten verschwanden. „Übrigens, wie findest du ihn, Alice,“ setzte er dann hinzu und bemühte sich, das gleichgültig zu fragen.

„Ich finde ihn schrecklich, Tom.“

„Aber du verstehst, daß ein junges Mädchen an ihm Gefallen findet?“

Alice gab keine Antwort.

„Wollen wir nicht auch an Deck gehen? Und vor allem wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?“ sagte sie.

„Ich will dich nicht aufhalten, Alice. Mich aber mußt du entschuldigen. Ich habe zu arbeiten.“

„Selbst hier auf dem Schiff hast du zu arbeiten? Sollte das Ganze nicht eine Erholungsreise sein für dich?“

„Ja, das sollte es“, sagte Howard langsam und er blickte Alice Lißner aufmerksam an.

„Ich muß ein paar Kabel nach Newyork aufgeben“, fuhr er dann fort. „Meinem Vertreter ist nur zu trauen, solange er sich von mir kontrolliert weiß. Ich wundere mich überhaupt, daß er mir noch keinen Bericht gesandt hat.“

Howard stand auf und wandte sich der Tür zu, die ins Treppenhaus führte.

„Kann ich dir helfen, Tom?“ fragte Alice. Ihre Stimme klang traurig, obwohl sie sich bemühte, dabei zu lächeln. Es war ein letzter Versuch, diese Frage. Sie spürte, ohne begründen zu können, wie sehr verändert Howard zu ihr war, und zugleich wußte sie, daß diese Veränderung nur durch Dick Dexter kommen konnte, der hier Clyne hieß und nun noch den Mut besaß, sich für einen Filmstar auszugeben.

„Ich danke dir, Alice. Du kannst mir nicht helfen.“ Howard nickte ihr zu, aber obschon sie allein waren, hier in dem kleinen Vorraum zwischen Treppenhaus und Speisesaal, küßte er sie nicht, ja, er gab ihr nicht einmal die Hand, er nickte ihr nur einen flüchtigen Gruß zu und nahm dann mit zwei Sätzen die steile Treppe.

(Fortsetzung folgt.)

# Der „Alte Herr" und seine Soldaten.

**Kleine Geschichten um Kaiser Wilhelm I.**

(Zu seinem 50. Todestag am 9. März 1938.)

Von Karl Alexander Prusz.

Im dienstlichen Verkehr mit seinen Offizieren hatte der „Alte Herr" — wie Kaiser Wilhelm I. allgemein in der Armee genannt wurde — eine vornehme, ruhige und freundliche Art. Geradezu undenkbar schien es, daß er je heftig oder grob zu werden vermochte. Da konnte im Manöver oder bei Besichtigungen der gröbste Unfug angestellt werden, der Alte Herr tadelte niemals, alles war wunderschön — und doch, wenn man seinen Kritiken auf den Grund ging, fand man, daß der Alte Herr, trotz aller lieber Worte, eine bittere Pille da hinein versenkt hatte, die der Betreffende, der sie zu schlucken bekam, sich mehr zu Herzen nahm, als wenn er scharf abgekanzelt worden wäre.

**Gut gegeben.**

Zwei solcher Kritiken, die der Alte Herr um das Jahr 1880 erteilte, seien hier wortwörtlich wiedergegeben. Im ersten Fall handelte es sich um einen jungen, recht lebhaften und tatenfrohen Regimentskommandeur, der mit seinen Kompanien eine Art „Wild-West" zeigte. Nachdem die Besichtigung beendet, sagte der Alte Herr folgendes:

„Das Regiment hat sich auch unter seinem neuen Kommandeur aufs vorteilhafteste gezeigt. Alles, was das Regiment ausführte, zeugte von strammer Disziplin, von guter Haltung der Leute. Ich spreche den Herren Offizieren und den Mannschaften meine volle Anerkennung aus.

Was Sie persönlich betrifft, mein lieber Herr Oberst, so haben Sie mir wohl mehr die Gefechtsweise vorgeführt, wie sie vielleicht in dreißig oder vierzig Jahren sein wird. Das, was Sie mir gezeigt haben, basiert nicht ganz auf dem jetzt noch gültigen Reglement. Die Bilder wurden jedoch vorzüglich ausgeführt, und ich bin Ihnen, mein lieber Herr Oberst, recht dankbar, daß Sie mir einen Blick in die Zukunft gewährt haben."

Im zweiten Fall handelte es sich um eine überalterten Major, der sein Bataillon so vorführte, wie es vielleicht 1813 üblich gewesen war. Die Kritik des Alten Herrn lautete nun:

„Wie immer zeigte das Bataillon eine vorzügliche Haltung, denselben festen Marsch, die tadellose Richtung — kurz, es hat mir große Freude gemacht, das Bataillon zu sehen.

Eine ganz besondere Freude aber haben Sie mir gemacht, mein lieber Herr Major, denn Sie haben mir nicht die neuere, durch das jetzige Reglement geforderte Gefechtsweise gezeigt, sondern mir Ihr Bataillon mehr in der Weise vorgeführt, wie früher exerziert wurde. Die Vorstellung Ihres Bataillons hat in mir daher eine sehr angenehme Erinnerung an meine Jugendzeit wachgerufen."

**Der Pferdesprung bei Königgrätz.**

Als in der Königgrätzer Schlacht sich der Sieg auf die preußische Seite neigte und die österreichischen Kolonnen ins Wanken gerieten, sprengte König Wilhelm in die vordere Linie und geriet dabei in heftiges Granatfeuer.

Bismarck, der nicht von seiner Seite gewichen war, machte den Alten Herrn auf die Gefahr aufmerksam, doch der erwiderte:

„Wenn meine Armee im Feuer steht, so gehöre ich als Kriegsherr mitten unter sie."

Darauf Bismarck: „Als Major habe ich Euer Majestät auf dem Schlachtfeld keinen Rat zu erteilen, aber als Ministerpräsident, von dem das preußische Volk seinen König fordern wird, habe ich die Pflicht, Eure Majestät dringend zu bitten, nicht auf diese Weise Ihr Leben ernster Gefahr auszusetzen!"

Der Alte Herr nickte freundlich und wandte sein Pferd, um einen anderen, nicht so gefährlichen Ort aufzusuchen. Doch die Gangart des Pferdes dünkte Bismarck nicht schnell genug. Kurz entschlossen versetzte er mit der Spitze seines Reitstiefels der Stute „Sadowa" — einen derben Stoß, so daß sie einen Sprung machte und in scharfem Galopp davoneilte.

**Tapfere Kämpfer und Jubilare.**

Einige Tage nach dem blutigen Gefecht bei Spichern betrachtete der Alte Herr die steilen Höhen, die trotz heftigster Gegenwehr von seinen tapferen Truppen gestürmt worden waren, und sagte zu einem Soldaten, der den Verlauf des Kampfes schilderte: „Aber Kinder, das ist ja unmöglich, daß ihr da herauf gekommen seid!"

„Jawoll, Majestät", erwiderte der Brave schlagfertig, „möglich war es freilich nicht, aber ruffgekommen sind wir da doch!"

*

Beim Ersten Garde-Regiment feierte der Zahlmeister Poppe im Jahre 1885 das fünfzigjährige Dienstjubiläum. Obgleich der Jubilar in der letzten Zeit fast erblindet war, blieb er weiter im Dienst und versah ihn mit großer Pünktlichkeit

Am Ehrentag sandte der Alte Herr einen Flügeladjutanten nach Potsdam, der dem verdienten Krieger die Glückwünsche und ein Geschenk überbrachte. Dieses bestand in einer wertvollen Repetier-Uhr, der folgendes Schreiben beigefügt war: „Seine Majestät wünschen, da der Jubilar sein Augenlicht verloren, daß derselbe, an stramme Pünktlichkeit gewöhnt, in Zukunft wenigstens hören möge, was die Glocke geschlagen."

**Die schuldige Veranlassung.**

„Was haben Sie, junger Mann?" sagte der Alte Herr zu einem Gartengehilfen, der ihn bei der Besichtigung der Babelsberger Anlagen begleitete und dessen wachsende Unruhe ihm aufgefallen war.

„Majestät, ich stehe als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Jägern und muß um ein Uhr zum Löhnungsappell antreten."

„Dann", sagte der Kaiser, nach der Uhr sehend, „haben Sie allerdings die Zeit versäumt. Legen Sie schleunigst Ihre Uniform an und melden Sie sich bei mir!"

Als der junge Krieger zur Meldung erschien, saß der Alte Herr in seinem Wagen. „Steigen Sie ein!" Und dann ging es in flottem Trab zum Kasernenhof, wo die Kompanie angetreten war.

„Herr Hauptmann", sagte der König, „ich bringe einen Verspäteten — bei Bemessung der Strafe vergessen Sie aber nicht, daß ich die Veranlassung bin."

**Zu Gast beim Kaiser.**

Zum Schluß ein eigenes Erlebnis, zu dessen Verständnis man wissen muß, daß seinerzeit die Offiziere an ihre Quartierwirte Unterkunft und Beköstigung selbst zu bezahlen hatten.

Mein Regiment kam 1882 nach Potsdam und Umgebung ins Quartier. Unser Quartierzettel lautete: „Schloß Babelsberg bei S. M. dem Kaiser und Könige."

Der vorausgesandte quartiermachende Leutnant wurde vom Haushofmeister gefragt, ob er sich nicht die Zimmer für die Herren ansehen wollte. Er entgegnete, es sei gewiß alles sehr schön und gut und er habe es eilig. Weg war er.

Am Nachmittag war dann der Alte Herr aus Berlin gekommen, hatte die Quartierräume besichtigt, einiges getadelt und geändert, und dann den Haushofmeister gefragt, ob denn der Quartiermacher nicht von sich aus die Mängel gerügt hätte. Als der Kaiser nun hörte, daß der Leutnant sich um nichts gekümmert hätte, bestrafte er ihn sofort mit Stubenarrest.

Das war das erste, was wir bei unserem Eintreffen in Babelsberg erfuhren. Wir wurden freundlich aufgenommen, einfach, aber reichlich bewirtet, der Alte Herr ließ uns kommen, fragte, ob wir etwas entbehren oder sonstige Wünsche hätten.

Am nächsten Tag vor dem Abmarsch beauftragte der älteste Offizier den Haushofmeister, in unser aller Namen zu fragen, was wir für die Bewirtung schuldig seien.

Der Alte Herr ließ uns sofort wieder zu sich bescheiden und sprach seine besondere Zufriedenheit darüber aus, daß wir auch ihm gegenüber unserer Vorschrift genügt und um unsere Schuldigkeit gefragt hätten. Im übrigen seien wir seine Gäste gewesen.

# Bei der Sternguckerin.

Von Else Frobenius.

In der Nähe des Babelsberger Schlosses liegt langgestreckt die Sternwarte Babelsberg, das Berliner Universitäts-Institut für Astronomie. Schön gegliedert heben sich seine drei Rundkappeln über den weiten Park, von dem Steinstufen hinabführen zur Kaiserstraße am schmalen Griebnitzsee. Dunkelgrüne Pyramidenbäume umrahmen das Haus. Seitlich wie Riesenpilze die kleinen „Meridianhäuser", wo die Oberassistentin Dr. Margarete Güssow mir die Bestimmung der Sternörter an der Himmelskugel und die Grundlagen der Zeitmessung erläutert.

„Auf der Sternwarte wird die Zeit gemacht", sagt sie. „Ohne genaue astronomische Zeitbestimmungen würde alles auf der Erde durcheinanderpurzeln. Abgesehen davon ist unsere Arbeit reine Forschung."

Wir betreten das Hauptgebäude. Durch die mit Photographien geschmückte Halle geht es hinauf ins Halbgeschoß. Ein Kleiderhaken, an dem dicke Mäntel hängen. Darunter hohe Filzstiefel. „Die Beobachtungsräume dürfen nicht geheizt werden, weil sonst nach dem Öffnen der Kuppeln Luftströmungen entstehen, welche die Genauigkeit unserer Messungen stören. Wir ziehen uns möglichst warm an. Unsere Handschuhe müssen die Finger frei lassen, damit wir die Instrumente bedienen können."

*

„Das ist mein Instrument!" sagt Dr. Güssow mit Stolz, als wir die Ostkugel betreten, und ihre Augen leuchten auf. „Hier mache ich lichtelektrische Helligkeits- und Farbenmessungen, aus denen man die Temperaturen der Sterne berechnen kann. Seit über zehn Jahren arbeite ich schon daran."

Sie zeigt mir, daß eine Photozelle von derselben Art, wie man sie beim Fernsehen benutzt, in den lichtelektrischen Apparat des Fernrohrs eingebaut ist.

„Aus dem Verhältnis der mit der Stoppuhr gemessenen Aufladezeiten erhalte ich den Unterschied der elektrischen Ströme, welche die Sterne in der Photozelle auslösen, und kann daraus ihre Helligkeitsunterschiede wie auch ihre Farben berechnen. Das Licht der Sonne und der Sterne setzt sich aus den gleichen Farben zusammen wie der Regenbogen. Bringt man also vor dem Objektiv eines Fernrohrs ein Prisma an, so sieht man im Okular anstelle des sonstigen punktförmigen weißen Sternbildes das Farbband, in dem, je nach der Oberflächentemperatur des Sterns, die Stärke der einzelnen Farben verschieden ist. Bei den heißen Sternen ist die blaue Farbe am intensivsten, bei mittleren wie der Sonne die gelbe und bei den kühlen Sternen die rote. Aus der Helligkeitsverteilung im Spektrum berechnen wir die Temperaturen der Sterne. Man hat mit Hilfe der Spektralanalyse festgestellt, daß das ganze Weltall einheitlich aufgebaut ist. Aus den 92 chemischen Elementen, die man auf der Erde gefunden hat, setzen sich auch alle übrigen Himmelskörper zusammen. Die geniale lichtelektrische Methode ist von Professor Guthnick, dem Direktor unserer Sternwarte, erfunden worden und wird heute viel angewandt, auch in der Astronomie des Auslandes."

*

Auf dem Schreibtisch sind Hunderte von Zetteln mit feinsten Berechnungen geschichtet. Ein braunes Heft „Epsilon Aurigae" enthält eine ihrer letzten Veröffentlichungen: mit fein gezeichneten Tafeln, welche die Bahn eines interessanten Sterns darstellen, und Berechnungen, die von einer Unsumme Arbeit berichten.

„Wie kamen Sie dazu, Astronomin zu werden?"

„Sehr einfach. Mein Vater war Liebhaberastronom. Er hat viel gebastelt und sich auch zwei kleine Fernrohre gebaut. An klaren Abenden stellte er sie auf den Balkon und guckte durch. Ich habe immer mitgetan. So habe ich auch nie überlegt, was ich werden soll, sondern es war mir immer ganz klar, daß ich Astronomie studieren muß. Mein Vater hatte zwei Leidenschaften: Astronomie und Musik. Er war Konrektor und Organist in Berlin und pflegte zu sagen: „Das Schönste, was ich im Leben habe, will ich nicht zum Beruf machen." Ich aber habe immer gedacht: Das Schönste, was du hast, das möchtest du ganz haben. So wurde ich Astronomin."

„Sind Sie die einzige in Deutschland?"

„Eine jüngere Kollegin, Dr. Nowacki, ist Mitarbeiterin am Astronomischen Recheninstitut in Berlin-Dahlem. Ich bin schon im Jahre 1921, nachdem ich sechs Semester in Berlin Mathematik, Physik und Astronomie studiert hatte, an die Babelsberger Sternwarte gekommen, habe hier meine Dissertation geschrieben und danach anfangs als Volontärin, später als Assistentin am Institut gearbeitet."

„Sie leben jetzt ganz Ihrem Beruf, der für Sie tatsächlich Berufung ist?"

„Ich treibe auch gern Sport, als Ausgleich zu der überwiegend geistigen Art meiner Berufsarbeit. Seit elf Jahren bin ich die Führerin des „Ruderbundes Deutscher Frauen Potsdam", seit 1934 gehöre ich der Frauenführung des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen an. Doch, so sehr ich auch das Zusammensein mit fröhlichen Kameradinnen liebe, mein Beruf bleibt mir immer die Hauptsache. Auf dem ist mein Leben aufgebaut."



## Bunte Chronik



### Zwei Millionen Arten von Lebewesen auf der Erde?

Professor Theodorius Dobzans vom California Institut of Technology in San Franzisko hat es als Lebensberuf unternommen, die gewaltige Zahl aller tierischen und pflanzlichen Lebewesen zu zählen und zu katalogisieren. Nach seinen Angaben in einer Broschüre „Organische Verschiedenheit", gibt es augenblicklich 822 675 verschiedene Tiergattungen, ferner 133 000 Arten blühende und über 100 000 Arten niedere Pflanzen. Da aber von Forschern jährlich neue Arten entdeckt werden, die Professor Dobzans nicht in seine Aufstellung einbeziehen konnte, nimmt der Forscher an, daß die Gesamtzahl aller Lebewesen tierischen und pflanzlichen Charakers, die Zahl von 2 000 000 erreichen würde. In diesen Zahlen sind nicht jene Tiere und Pflanzen einbezogen, die als ausgestorben gelten und von denen nur prähistorische Funde vorliegen. Wenn Professor Dobzans diese Lebewesen auch noch in seiner Berechnung erwähnen würde, dann würden sicherlich 3½ Millionen verschiedene Arten die Erde bewohnt haben.



## Lustige Ecke





„Ich muß zum Arzt mit meinen Augen, Frauchen. Es ist mir, als ob ich einen Schleier davor habe, und dann sehe ich lauter kleine, schwarze Punkte!"

„Aber, lieber Georg, so hab' ich's auch, das ist aber sehr modern!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.